

## THEMENFINDUNG

*von Henning Sußebach*

Wie ein Reporter zu seinem Thema kommt? Ehrlich gesagt: So genau weiß ich das auch nicht, was daran liegt, dass oftmals gar nicht der Reporter zum Thema kommt, sondern das Thema zum Reporter. Die daraus resultierende Geschichte ist meist die bessere, weil sie nichts Bemühtes hat.

Es gab sie ja schon ohne den Reporter.

Was aber, wenn da zwar ein Reporter ist, aber kein Thema? Hilft Reden? Spazierengehen? Gibt es einen Ausweg, womöglich einen mit Abkürzung?

Ich glaube, dass ein guter Reporter eher intuitiv zu seinen Themen kommt, vermutlich wiederum aus dem Grund, dass eine Reportage mit erzwungenem Zugang schnell leblos wirkt, und Leblosigkeit sollte nicht unbedingt das Wesen einer Reportage sein. Ob geplant oder intuitiv – mir fallen vier typische Zugänge zu einer Reportage ein, aber sicherlich gibt es mehr:

Da ist das **Drama**, also eine Tat (wie ein Mord) oder eine Katastrophe (wie ein Erdbeben), deren Zustandekommen, Verlauf und Folgen man beschreibt.

Da ist die **Prominenz** einer Person, die bei Reportern und später bei Lesern schon allein so viel Interesse weckt, dass das Zugang genug ist für einen Text, der später meist Portrait wird.

Da ist dann eine Art **erklärendes Konstrukt**, das in den vergangenen Jahren prägend war, weil der Journalismus sich die

Aufgabe gestellt hat, die Globalisierung zu erklären – und die Globalisierung dabei auch den Journalismus erfasst hat: Ziel dieser Reportagen ist es, weltweite Zusammenhänge und deren Auswirkung auf den Einzelnen zu beschreiben, ob in Flüchtlingsgeschichten, Arbeitsplatzverlagerungsgeschichten oder in Geschichten, in denen der Reporter einem Altkleidungsstück folgt. Diese Reportagen werden meist am Schreibtisch ersonnen und werden dann mit Wirklichkeit gefüllt. Sie spielen an vielen Schauplätzen und haben mehrere Hauptdarsteller, in der Regel in verschiedenen Funktionen und aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten. Das hat zum Beispiel die „chinesische Näherin“ Eingang ins deutsche Reportage-Genre verschafft.

Schließlich ist da noch ein Zugang, der neben der weltumspannenden Reportage seltsam mickrig und altbacken wirkt und für den ich kein treffendes Wort finde, obwohl ich ihn derzeit am meisten mag: Man könnte ihn **Alltäglichkeit** nennen. Oder Normalität. Oder die Suche nach dem Naheliegenden, über das man in den letzten Jahren so oft hinweg geblickt hat.

Ich glaube, jeder Reporter probiert all diese Zugänge einmal aus, entweder zyklisch oder antizyklisch zur jeweils gegenwärtigen Reportagemode. Jeder Zugang hat seinen Sinn und Nutzen. Aber jeder Reporter hat auch seine Vorlieben. Ich soll nun für das Reporterforum erklären, warum ich den vierten Zugang besonders gerne mag.

Als Versuch einer Antwort einfach ein paar Fragen:

Was geht in einem 20-jährigen Bundeswehrsoldaten vor, der sich entschieden hat, in Afghanistan sein Leben zu riskieren? Ist der Berliner Politikbetrieb am Alltag einer Hinterbänklerin im Bundestag eindrucksvoller zu erklären als mit dem Portrait eines Ministers? Könnte man „deutsches Leben“, „deutsches Streben“, „deutsche Werte“ erläutern an einem Mann, der nach

Sindelfingen reist, um den ersten Mercedes seines Lebens abzuholen, im Alter von 60 Jahren? Was für ein Bild unseres Landes zeichnet wohl ein obdachloser Flaschensammler, der darauf angewiesen ist, dass die reichere Hälfte der Gesellschaft es sich noch leisten kann, ihre leer getrunkenen Pfandflaschen einfach stehen zu lassen? Oder, zunächst ganz banal: Wie lebt es sich eigentlich als 24-jährige Frau in Eisenhüttenstadt?

Ich finde diese Fragen spannend, wirklich. Wem es noch so geht, der hat jetzt vielleicht seinen Zugang gefunden.

Ein großer Vorteil gegenüber den Zugängen **Drama** oder **Prominenz** ist: Man hat keine Konkurrenz, ist nie im Tross unterwegs.

Der Nachteil: Man ist es nicht ohne Grund. Denn all diese Ideen sind zunächst einmal näher an „Hund beißt Mann“ als an „Mann beißt Hund“. Man hat gewissermaßen das eigene Thema zum Feind, denn dieses Thema tut einem anfangs keinen Gefallen. Es ist nichts Exklusives daran, nichts Prominentes, nichts Kurioses, nichts Dramatisches. (Man merkt das später noch mal beim Formulieren der Unterzeile...)

Aber genau darin liegt die Chance. Es gilt, die Exotik im Alltäglichen zu entdecken, Allgemeingültiges im ursprünglichen Wortsinne zu beschreiben: als gültig für die Allgemeinheit! Wenn das gelingt, hat man oft Geschichten, die einen Großteil der Leser betreffen, wieder im Wortsinn.

Es gibt, aus meiner Sicht, zwei Aspekte, die man bei diesen alltäglichen Geschichten beachten muss.

Erstens muss der Reporter sich in manchen Fällen zur Neugier zwingen, weil sie nicht so sehr von außen beflügelt wird wie bei anderen Konstellationen. Die Geschichte fließt nicht wie von selbst in den Block, es gibt sie manchmal gar nicht,

zumindest keinen definierten Anfang und kein feststehendes Ende – und manchmal versickert sie auch auf halber Strecke.

Zweitens, und das ist anders als beim **Drama** oder bei der **Prominenz**: Der Reporter sollte seine Hauptdarsteller casten wie für einen Film. Nicht jeder 20-Jährige Bundeswehrsoldat ist so gesprächig, dass es für eine lange Reportage reicht. Nicht jeder Obdachlose ist so zuverlässig, dass er auch noch zu einem zweiten, dritten, vierten Treffen kommt.

Meiner Meinung nach muss der Protagonist einer Alltagsgeschichte inspirierend auf den Reporter wirken, denn – zugegeben – man möchte sich ja in einem Leben bedienen. Selbstverständlich ist da Unbehagen, der Gedanke, nicht „repräsentativ“ zu sein. Und es stimmt: Das Portrait eines Obdachlosen, der zu tief gefallen ist, um noch mit den Medien reden zu können, wird es niemals geben.

Aber soll es deshalb gar keins geben?

In der Regel rede ich mit drei oder vier Personen, mit jeder über Stunden, ehe ich mich entscheide. Wichtig ist nicht nur, was dieser Mensch zu erzählen hat, sondern auch, wie er es erzählt, ob er frei (nicht naiv!) wirkt gegenüber einem Reporter und dass er – Stichwort „repräsentativ“ – andererseits nicht zu versessen darauf ist, in die Zeitung zu kommen. Am wichtigsten aber ist: Der Protagonist sollte mir halbwegs sympathisch sein.

Das mag unjournalistisch klingen, weil Journalismus kritisch sein soll (und es auch sein muss gegenüber öffentlichen Personen), aber bei einer Reportage über einen ganz normalen Menschen ist ein wenig Sympathie schon handwerklich bedeutend: Ich bin sicher, ein Reporter hat bei der Recherche einen längeren Atem, wenn er seine Zeit eher gern mit dem Menschen verbringt, über den er später schreiben möchte. Wenn er sich

zumindest ehrlich für ihn interessiert, auf ihn einlassen möchte, das Überraschende in seinem Leben entdecken. Ist das nicht so, kommt oft eine Reportage dabei raus, in der nur alte Vorurteile bestätigt oder die so genannten kleinen Leute mit Hämme überschüttet werden, zum Beispiel, weil sie beim sprechen „als“ und „wie“ verwechseln. Das bringt keinen Erkenntnisgewinn. Man erfährt höchstens etwas über die Arroganz des Autors.

Wenn man diesen Fehler nicht macht, tut sich (für den Reporter während der Recherche und später für den Leser) fast jedes Mal eine Parallelwelt auf, mit der man nicht gerechnet hätte, eine Parallelwelt, manchmal ganz dicht an der eigenen, die man ohne diese Reportage aber nie gesehen hätte. Da erzählt dann der Obdachlose, wie wichtig es ist, nie mit den Händen im Schlafsack zu schlafen, weil man sich sonst nicht wehren kann, wenn man überfallen wird. Dann hört man, nach der Rückkehr des jungen Soldaten aus Afghanistan, wie nun ein Sohn dem Vater Geschichten vom Krieg erzählt – was für eine epochale Geschichtsumkehr! Da sieht man in jedem Rentner in seiner silbernen Mercedes C-Klasse nicht mehr den Spießer, sondern einen Menschen, der zwar keine revolutionären Träume hat, sich aber einen Lebenstraum erfüllt hat.

Bestenfalls hat man dann Geschichten, die den Lesern lange im Gedächtnis bleiben – einfach deshalb, weil sie in ihrem Alltag immer wieder daran erinnert werden. Ein Drama hingegen ist da meistens schon wieder vergessen.